

Prolog

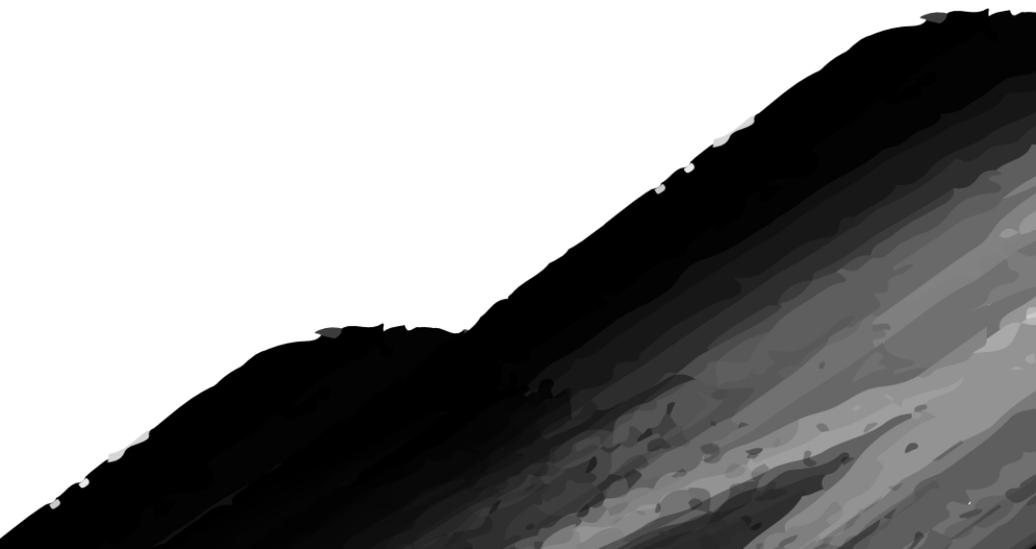
Ich weiß nicht, ob meine Mutter mich je geliebt hat. Sie hat zwar oft gesagt, dass sie es tut, aber offensichtlich war ihre Liebe zu mir nie so groß wie beispielsweise zum Koksen. Denn damit hat sie nicht für mich aufgehört. Sie hat der Versuchung nachgegeben, bis sie mich schließlich verlassen hat, weil ihr Herz dank einer Überdosis aufhörte zu schlagen.

Sie hat mich allein gelassen, so wie mein Vater uns allein gelassen hat und ihn hatte sie dafür immer verflucht.

Aber letztendlich ist sie genau so schwach wie er gewesen. Er konnte einer jüngeren, schöneren, cleeneren Frau nicht widerstehen, sie den Drogen.

Die Liebe meiner Eltern zu mir war nicht so stark wie die Anziehungskraft dieser beiden Reize.

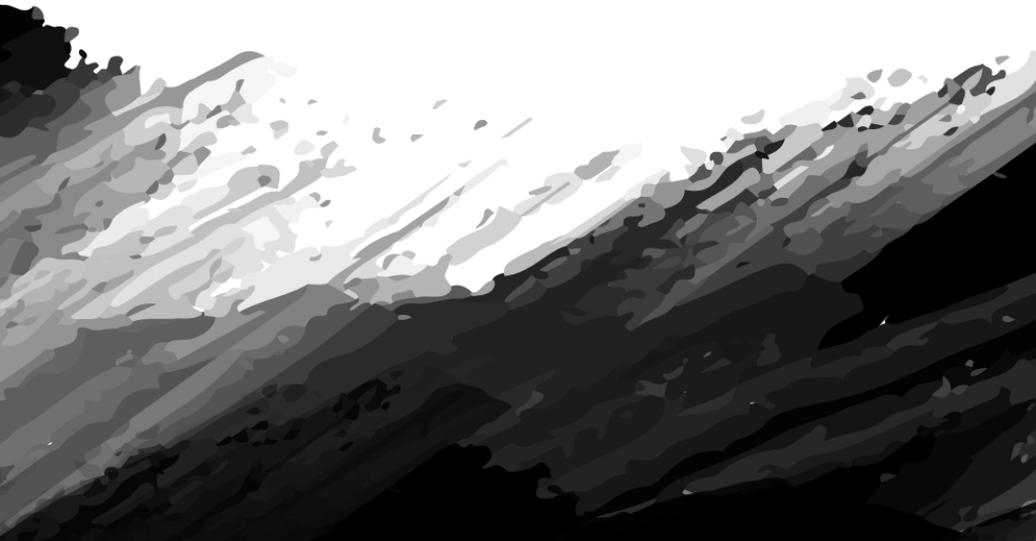
Und deswegen werde ich jemanden formen, nein, ich werde jemanden erschaffen, der jeglicher Verlockung standhält, um mich aus tiefstem Herzen zu lieben.

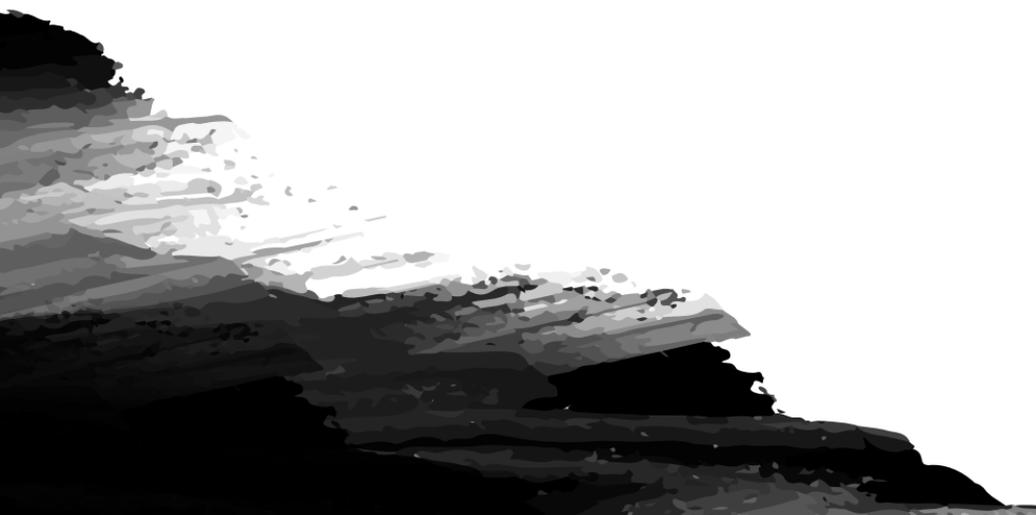


STINA

»Aber glaubt mir, dass man Glück und Zuversicht selbst in Zeiten der Dunkelheit zu finden vermag. Man darf nur nicht vergessen, ein Licht leuchten zu lassen.«

(Albus Dumbledore, Harry Potter und der Stein der Weisen)





Die Dunkelheit schluckt jeden meiner Schritte, so finster ist es bereits. Nur hin und wieder spenden die Laternen am Straßenrand etwas Licht und trotzdem ist dieser Weg jedes Mal eine Qual für mich. Da meine Schicht in dem kleinen Italiener in der Stadt immer erst abends beginnt, bin ich frühestens um Mitternacht, meistens noch später, draußen. Zu dem Haus in dem meine Mutter, meine Schwester und ich wohnen, fährt um diese Uhrzeit kein Bus mehr, sodass ich jedes Mal eine knappe Stunde heimlaufen muss. Wäre ich nicht nächstes Jahr mit der Schule fertig und müsste für mein Studium sparen, hätte ich schon längst gekündigt. Aber ich kann meine Mutter nicht mit den Kosten alleine lassen. Nicht nach alledem, was sie für Alma und mich getan hat, seit unser Vater verstorben ist.

Trotzdem hasse ich diesen fast täglichen Marsch. Ein ganzes Stück des Weges führt nur zwischen einem Feld auf der einen und einem dichten Waldgebiet auf der anderen Seite entlang. Manchmal zähle ich meine Schritte, bis ich endlich auf das nächste Haus stoße und meine Handytaschenlampe ausschalten kann, denn dort wurden nicht einmal Laternen aufgestellt.

Einmal musste ich Alma anrufen, weil mich selbst das Zählen meines Herzschlags nicht beruhigen konnte und ich mich beobachtet gefühlt habe. Sie hat erst aufgelegt, als ich wohlbehalten vor der Haustür stand.

Heute ist wieder einer dieser Tage. Dauernd bilde ich mir

Geräusche ein, die noch lauter sind als das feste Klopfen in meiner Brust, doch sobald ich mich panisch umdrehe und ins Schwarze leuchte, ist es so still, so gespenstisch still, als hätte jemand die Zeit angehalten. Als würde der Wald für einen Augenblick aufhören zu rascheln und der Wind stehen bleiben.

Irgendetwas stimmt nicht.

Hektisch entsperre ich mein Handy und tippe die Nummer meiner Schwester ein. Gerade will ich auf den grünen Hörer drücken, als ich hinter mir ganz eindeutig Schritte höre. Den Atem anhaltend, fahre ich herum und kann einen Schrei nicht zurückhalten, als ich den jungen Mann hinter mir erkenne.

Ruckartig mache ich einen Satz zurück, bloß weg von ihm, knicke dabei aber so unglücklich mit dem Knöchel um, dass ich auf der gefrorenen Erde lande.

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken«, entschuldigt er sich, überwindet mit wenigen Schritte die Distanz zwischen uns und hält mir seine Hand hin.

»Schon gut«, versuche ich mit fester Stimme zu sagen, doch von ihm aufhelfen lasse ich mir nicht.

Das bringt ihn zum Schmunzeln. »Hast du dir weh getan?«, fragt er, immer noch lächelnd, aber eine Spur besorgter, als er sieht, dass ich versuche, meinen schmerzenden Fuß zu entlasten.

»Nein, alles okay«, presse ich knapp hervor.

Er macht mir Angst. Bestimmt ist er anderthalb Köpfe größer als ich, durchschnittlich, eher athletisch gebaut und mit klaren, markanten Gesichtszügen. Eine schwarze Mütze verdeckt sein blondes Haar, das hier und da darunter hervorlugt. Ich leuchte ihn immer noch mit meinem Handy an, während er eine Taschenlampe auf mich gerichtet hat.

»Würde es dir was ausmachen, mir nicht direkt ins Gesicht zu leuchten?«, fragt er grinsend. Seine Zähne blitzen.

»Ich ... ich muss jetzt eh los«, nuschele ich, drehe mich

umständlich wieder in die richtige Richtung und will losmarschieren, aber sowohl mein Knöchel, als auch seine Hand, die plötzlich nach meinem Arm greift, hindern mich daran.

»Lass mich dir helfen«, sagt er sanft. »Bitte.«

Aber ich denke nicht daran, entziehe ihm mit einem Ruck meinen Arm und humpel los. »Nein.«

Obwohl der Boden unter meinen Füßen knirscht, höre ich sein genervtes Seufzen.

Nicht mehr weit, bald bin ich zu Hause. Nicht mehr weit.

Viel zu weit, viel, viel zu weit. Denn keiner bekommt mit, wie der Typ mir plötzlich etwas über den Hinterkopf zieht, dass mir vor Schmerz schwindelig wird und meine Knie einknicken. Ich lande wieder im Dreck, kann mich diesmal aber nicht bewegen, weil ich mich darauf konzentrieren muss, nicht ohnmächtig zu werden. Er hat wirklich fest und gezielt zugeschlagen. Wärme breitet sich von dem Punkt, den er getroffen hat, aus. Vor meinen Augen verschwimmt alles.

Sachte greift er mir unter die Arme und hebt mich hoch, ich kann kaum noch die Augen offen halten.

»Wir hätten einfach gemeinsam zu meinem Wagen laufen können, Venus. Jetzt muss ich dich bis dorthin tragen und du verlierst vermutlich gleich das Bewusstsein. Wir hätten es doch viel bequemer haben können.«

Mein Kopf fällt in den Nacken, langsam verliere ich jegliche Körperspannung und meine Mütze rutscht mir vom Kopf. »Aber du wirst das schon noch lernen. Da bin ich mir sicher. Du bist die richtige, Venus, das weiß ich.«

Er hat mich zwei Mal *Venus* genannt. Die Worte »Ich heiße Stina« bleiben mir auf den Lippen hängen, als ich endgültig ins Nichts abrutsche.

Mein Körper fühlt sich unheimlich schwer an, als ich zu mir komme. Blinzelnd öffne ich die Augen, versuche, mich

irgendwie zu orientieren. Der Schwindel ist abgeklungen, der Schmerz im Kopf nicht.

Überrascht stelle ich fest, dass ich in einem Bett liege, zugedeckt und auf mehreren weichen Kissen. Vorsichtig bewege ich meine Arme und Beine.

Er hat mich nicht mal gefesselt.

Mühsam richte ich mich auf und lasse meinen Blick durch das große Zimmer schweifen. Die Fenster sind von dunklen Vorhängen verdeckt. Nur eine kleine Lampe auf dem Nachttisch spendet etwas Licht. Doch bevor ich mich weiter umsehen kann, höre ich das Geräusch einer sich öffnenden Tür und mein Blick schnellt in die Richtung, aus der es kommt.

Es ist wirklich er. Es ist wirklich passiert. Er hat mich wirklich entführt.

Augenblicklich atme ich schneller schlage die Decke beiseite und stehe auf Ein heftiger Stich zieht sich durch meinen Kopf, lässt mich taumeln und beinahe stürzen.

Wieder lächelt er, als wäre alles völlig normal so wie es ist, und schließt die Tür hinter sich, ohne mich aus den Augen zu lassen.

»Du solltest dich wieder hinlegen oder zumindest setzen. Wahrscheinlich hast du eine Gehirnerschütterung«, empfiehlt er mir, während er gemächlich auf mich zuschlendert. Die Hände hat er hinter seinem Rücken verschränkt und taxiert mich, wie ein Raubtier seine Beute betrachtet. »Du brauchst keine Angst haben«, sagt er sanft, als er genau vor mir steht.

Ich weiche einen Schritt zurück, spüre die Matratze in den Kniekehlen und plumpse wieder aufs Bett.

Amüsiert hält er meinen Blick fest, setzt sich neben mich, hält dabei aber einen kleinen Abstand. »Ich werde dir nicht weh tun.«

»Das hast du schon.« Ich schaffe es endlich, meine Stimme wieder zu finden.

»Weil du dich nicht an die Regeln gehalten hast. Du wolltest weglaufen, obwohl ich gesagt habe, dass ich dir helfe.«

»Von welchen Regeln sprichst du bitte?«, fauche ich ihn an, Wut keimt in mir auf.

»Oh, die wirst du noch kennenlernen. Eigentlich sind sie ganz einfach. Benimm dich, entzieh dich mir nicht, widersteh den Versuchungen und dir passiert nichts. Das klingt doch einfach und fair«, meint er vollkommen ernst.

»Und mit welchem Recht stellst du diese Bedingungen auf?«, frage ich zornig und rutsche ein Stück von ihm weg.

»Sagen wir es so: der Stärkere von uns beiden bin definitiv ich. Also würde ich an deiner Stelle auf mich hören.«

Jetzt platzt mir der Kragen! Hastig springe ich auf, taumele ein Stück, fange mich aber wieder und funkele ihn, die Augen verengend an. »Was glaubst du eigentlich, wer du bist? Du kannst mich nicht einfach bewusstlos schlagen und hierher verschleppen. Das ist Körperverletzung und Freiheitsberaubung! Und ... und ich habe keine Angst vor dir!«

Er lacht. »Du *hast* Angst vor mir. Und das im Moment berechtigterweise, weil du kurz davor bist, die Regeln erneut zu brechen. Und weil du ein schlaues Mädchen bist, weißt du, was das bedeutet.« Er sagt es ganz beiläufig, richtet sich auf, strafft die Schultern und sieht mich abwartend an. »Überleg dir gut, was du jetzt tust, Venus.«

»Ich heiße Stina«, schreie ich ihn an, mache auf dem Absatz kehrt und stampfe ungeachtet des leichten Ziehens in meinem Fuß Richtung Tür.

»Ich hab' dich gewarnt«, höre ich ihn sagen, doch ich schenke ihm keinen weiteren Blick, bevor ich die Tür aufstoße und den hellen Flur betrete.

Er folgt mir. »Ehrlich gesagt hätte ich gedacht, dass du zumindest zögerst. Es ist ja irgendwie süß, wie du dich

dagegen wehrst, aber das musst du dir abgewöhnen, meine Schöne«, rät er mir, doch er hält immer noch Abstand, während ich weiterlaufe.

»Komm schon, wenn du jetzt stehen bleibst und zurück in dein Zimmer gehst, überleg ich es mir vielleicht nochmal und bestrafe dich diesmal nicht.«

»Ach, fahr doch zur Hölle.«

»Kleines, das war gerade so nett von mir. Wir hätten wie zwei erwachsene Menschen über die Zukunft sprechen können, aber du machst es mir wirklich nicht leicht.«

Ich gelange an eine Treppe, will gerade den ersten Schritt herab machen, als ich plötzlich eine Hand an meinem Rücken spüre.

Ehe ich realisieren kann, was das bedeutet, werde ich schon nach vorne gestoßen. Ich schaffe es nicht, mich am Geländer festzuhalten, sondern pralle mit voller Wucht mit Armen und Brustkorb auf den Stufen auf. Stoßweise weicht mir die Luft aus den Lungen, irgendwo in meinem Brustkorb knackt es und ich rutsche weiter abwärts, obwohl ich mich mit aller Kraft erfolglos am Geländer und den Stufen versuche festzuhalten. Mit jeder Stufe schwillt der Schmerz in mir an, breitet sich aus und fängt an zu brennen, sodass ich nur noch die Augen schließen und hoffen kann, dass es bald aufhört.

Und das tut es. Sobald ich unten angelangt bin, öffne ich vorsichtig die Augen und rolle mich keuchend auf den Rücken.

»Das musste doch nicht sein.« Mit der Zunge schnalzend, kommt er leichtfüßig, die Hände in den Hosentaschen die Treppe herab.

Zitternd stütze ich mich mit den Armen hoch, kann aber kaum sitzen, ohne dass mir die Rippen weh tun.

Er steht nun direkt über mir, blickt auf mich herab und als er sich zu mir hockt, weiche ich automatisch zurück.

»Schsch ... schon gut! Das war es schon. Ich tue dir jetzt

nicht mehr weh, du hattest deine Bestrafung.« Sanft legt er eine Hand auf meinen Oberschenkel, wodurch sich ein unangenehmer Schauer von der Stelle ausgehend über meinen kompletten Körper ausbreitet. »Ich bringe dich jetzt hoch und dann gebe ich dir was gegen die Schmerzen, was hältst du davon?«

Schweigend starre ich ihn an, flehe ihn mit meinem Blick förmlich an, mich in Ruhe zu lassen und zucke erneut zurück, als er seine Arme nach mir ausstreckt, um mich hochzuheben.

»Beruhig dich! Es ist alles gut«, flüstert er.

Und weil es nichts bringt, sich weiter zu wehren, lasse ich es zu, dass er mir in den Rücken und unter die Beine greift, um dann die Treppe mit mir wieder hinauf zu steigen. Dabei gibt er sich alle Mühe, vorsichtig zu sein, doch jetzt, da mein Herzschlag langsam ruhiger wird, werden die Schmerzen noch viel stärker.

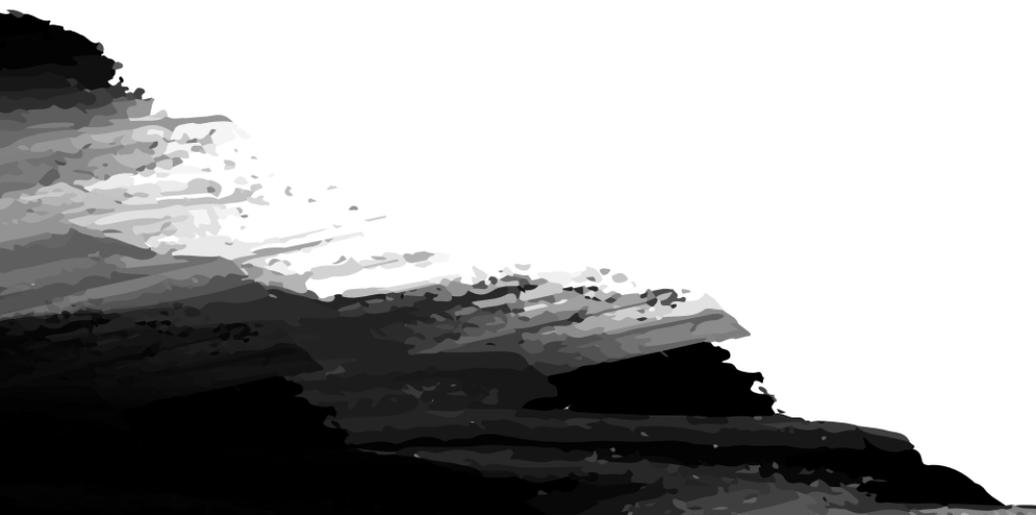
In *meinem* Zimmer legt er mich behutsam auf dem Bett ab.

Mit aller Kraft widerstehe ich dem Verlangen, mich in die Kissen sinken zu lassen und die Augen zu schließen. Ich will nicht schwach sein.

»Warte kurz«, sagt er und geht, um nur Momente später mit einer Tablette und einem Glas Wasser wieder zu kommen. »Du wirst davon vermutlich müde werden, aber Schlaf fördert die Heilung. Wir besprechen dann alles Weitere, wenn du etwas klarer bist.« Er hilft mir, mich aufzurichten und legt mir die Tablette in die Handfläche.

»Ich will das nicht«, versuche ich es ein letztes Mal, während Tränen in mir aufsteigen.

»Du wirst lernen, es zu wollen, Kleines. Das verspreche ich dir.«



Komm gerne runter, sobald du dich bereit fühlst.

Der kleine Zettel liegt neben Orangensaft, Müsli und Obst auf einem Tablett neben meinem Bett. Als ich aufgewacht bin, war der Saft noch kalt. Kondenswasser hatte sich am Glas gebildet, das nun eine traurige Pfütze um dessen Fuß formt. Einen Moment habe ich darüber nachgedacht, alles mitsamt meiner ganzen Wut an die Wand zu feuern, aber das wäre ein Regelbruch, da bin ich mir ziemlich sicher.

Und ich habe Angst vor den Konsequenzen.

Deswegen habe ich es gelassen, das Essen unangerührt angestarrt und den Text in der ordentlichen, schrägen Handschrift immer und immer wieder gelesen.

Sobald ich mich bereit fühle, schreibt er. Wann soll ich mich bitte für das bereit fühlen, was da vor mir liegt? Wann werde ich mich je für seine irren Pläne bereit fühlen?

Ich werde es lernen, hat er gesagt.

Ich will es aber nicht lernen. Ich will nicht lernen, aufzugeben. Ich will mich ihm nicht fügen.

Auch wenn er tatsächlich sehr viel stärker ist als ich, auch wenn er mir mit Leichtigkeit weh tun kann, was er nun zwei Mal bewiesen hat – noch gebe ich nicht auf. Solange ich noch in der Lage bin, wegzurennen, habe ich nicht verloren.

Am liebsten würde ich ihm komplett aus dem Weg gehen, aber die Tatsache, dass ich irgendwann auch mal auf die

Toilette muss, durchkreuzt diese Pläne. Als ich es nicht mehr aushalten kann, stehe ich vorsichtig auf. Sobald ich meinen Oberkörper aufrichte und strecke, fühlt es sich an, als würden sich tausend kleine Nadeln durch meine Nerven bohren. Ich bilde mir sogar ein, ein Knirschen zu hören, als ich vor Schmerz wieder auf das Bett sinke.

Meine Nase und Augen beginnen zu brennen, ich bin kurz davor, in Tränen auszubrechen, doch indem ich versuche, tief und ruhig einzuatmen, vergrößert sich der Schmerz in meinen Rippen nur noch mehr und immer weniger Luft erreicht meine Lunge. Schluchzend lege ich eine Hand auf meine Brust und starre auf meine Oberschenkel, in der Hoffnung, dass es von allein aufhört, aber das tut es nicht.

Es hört nicht auf, weh zu tun.

Und plötzlich ist er da, legt eine Hand auf meinen Rücken und eine an meine Wange, streicht mir die Haare aus dem Gesicht und hebt mein Kinn an. »Hey, ganz ruhig! Beruhig dich, Kleines! Sieh mich an!« Er hält meinen Blick fest. »Schon gut, du musst ruhig atmen, dann wird es besser.«

»Ich kann nicht«, stoße ich hervor und mein Oberkörper bebt, weil ich nicht aufhören kann zu weinen, wodurch die Nadeln mehr und mehr zu Messerstichen werden.

»Doch, du kannst das! Du bist stark! Du hast einen eisernen Willen, das weiß ich! Also kannst du das auch«, sagt er.

Woher willst du das wissen?, will ich ihn fragen, aber über meine Lippen kommt nur ein ersticktes Keuchen, weil mir die Luft zum Atmen ausbleibt. Panisch sehe ich ihm genau in die Augen und schüttele mit dem letzten bisschen Kraft, das ich zusammenkratzen kann, den Kopf.

»Verdammt«, murmelt er, hebt mich hoch, wodurch mir ein lautloser Schrei entfährt, weil sich das anfühlt, als würde jemand Benzin über das Feuer in meinen Rippen gießen.

»Entschuldige«, murmelt er, trägt mich eilig hinaus und bringt mich in ein Badezimmer. Dort setzt er mich vor der Badewanne ab, damit ich mich anlehnen kann und beginnt in mehreren Schränken zu wühlen.

Schwarze Punkte breiten sich über meinem Sichtfeld aus. Erst sind sie ganz klein, doch sie werden rasend schnell größer.

Ich sehe nur noch, wie er sich endlich zu mir umdreht und etwas in der Hand hält. Die Freude über seinen Fund verschwindet augenblicklich aus seinem Gesicht, als die Punkte zu einem schwarzen, lautlosen Meer werden und ich zur Seite kippe.

Diesmal sitzt er an meinem Bett, als ich aufwache. Ich fühle mich, als wäre ich in Watte gepackt, abgeschirmt von der Welt. Wie ein Schmetterling in seinem Kokon. Selbst die winzige Bewegung, meinen Kopf zur Seite zu drehen, erfordert eine ungeheure Anstrengung. Fast wären mir die Augen wieder zugefallen, hätte ich nicht die Nadel in meinem Arm gesehen, die über einen Schlauch zu einem Infusionsbeutel führt. Eine klare Flüssigkeit tropft geradewegs in meinen Körper.

Was zur Hölle ist das und wo hat er es her?

Er scheint meinen Blick lesen zu können, auch wenn ich nur schockiert die Augen weiten kann. »Ich hab' dir ein starkes Schmerzmittel gegeben, damit sich das von vorhin nicht wiederholt.«

Würde ich mich nicht so schwammig fühlen, würde ich vermutlich in die Luft gehen. »Wo ... woher hast du das?«, nuschele ich und kneife die Augen kurz zusammen, weil meine Sicht verschwimmt.

»Aus dem Krankenhaus.«

Fragend warte ich auf weitere Erklärungen.

»Ich studiere Medizin.«

Er tut was? Wenn er so intelligent ist, müsste er doch wissen,

was seine Handlungen für Folgen mit sich bringen, oder nicht? Wahrscheinlich weiß er das ganz genau, immerhin erinnert er mich andauernd an die Konsequenzen *meiner* Taten.

»Du bist überrascht«, stellt er lächelnd fest.

Er könnte so attraktiv sein, wenn er nicht so irre wäre. Seine blonden Haare passen zu seinem hellen Teint, er hat einen markanten, wie gemalten Kiefer und hellblaue, stechende Augen. Ja, er ist wirklich kein hässlicher Typ. Wahnsinn, wie der Charakter das Bild eines äußerlich gesegneten Menschen verderben kann.

»Hättest nicht gedacht, dass ich klar denken kann, oder?«, scherzt er.

Oh doch, das habe ich. Schon allein die Art wie er spricht, zeigt, dass er nicht dumm ist. Intelligent, aber verrückt.

»Ich habe mich noch nicht vorgestellt«, stellt er fest, weil ich nicht antworte, sondern ihn unentwegt anstarre. Mich auf ihn zu fokussieren, macht es einfacher, sich nicht den Schmerzmitteln zu ergeben und wieder abzugleiten.

»Ich bin Leif. Das erstmal für den Anfang. Wir werden uns noch besser kennenlernen, weil das wichtig ist für unsere Zukunft, aber im Moment glaube ich nicht, dass du dir viel von mir merken könntest, wenn ich es dir erzählen würde.«

Für unsere Zukunft.

Mir wird schlecht.

»Alles okay?«, fragt er sanft. So wie er sich jetzt gibt, würde man nie denken, dass er Menschen einfach so die Treppe runter stößt, oder ihnen etwas über den Schädel zieht.

Oder sie entführt.

»Du machst dir Sorgen und das verstehe ich. Du musst dich noch an die Situation gewöhnen und das akzeptiere ich.« Obwohl ich bis vor ein paar Sekunden nicht mal seinen Namen kannte, weiß ich, dass er mir als nächstes

leise, hintergründig drohen wird. »Aber denk dran, dass du meine Geduld nicht ausnutzen solltest.«

Weil du mich sonst wieder verletzen wirst, ich weiß.

»Es wird einfacher werden, Venus, das verspreche ich dir. Wenn du aufhörst, dich zu wehren und meine Regeln einhältst, wird es einfacher. Für uns beide.«

»Ich heiße Stina«, murmele ich.

Ein Lächeln huscht über seine Lippen. »Ich muss zugeben, dass mich diese leise Gegenwehr irgendwie reizt. Außerdem bist du im Moment quasi unzurechnungsfähig, deswegen ist das okay. Für den Moment.«

Für den Moment, sagt er. Aber nicht für immer.

»Alles Weitere erkläre ich dir, wenn es dir etwas besser geht.« Er streckt seine Hand aus und will sie auf meine legen, aber meine Kraft reicht noch aus, um sie ihm zu entziehen.

Wieder lächelt er. »Du wirst es lernen müssen, wenn das mit uns funktionieren soll. Und bevor du protestierst – es *wird* funktionieren, also *wirst* du es lernen. Ich werde dir viele Freiheiten lassen, aber *das* steht nicht zur Debatte, Venus. Du wirst es lernen.«

Ich heiße Stina.

Es dauert schätzungsweise zwei Tage, bis ich wieder halbwegs auf den Beinen bin. Genau weiß ich es nicht, weil ich viel schlafe und die Vorhänge immer noch kein Licht von draußen hereinlassen. Leifs Essen rühre ich nicht an, was er genau drei Mal stillschweigend akzeptiert.

Beim vierten Mal dann nicht mehr. »Du musst essen. Ich will nicht, dass du abnimmst oder noch schwächer wirst. Du bist genau so richtig, wie du bist. Zumindest optisch. Den Rest kriegen wir noch hin.«

Wütend schnaube ich. »Ich verweigere dein Essen ganz bestimmt nicht, weil ich Komplexe habe.«

Seine linke Augenbraue schnell in die Höhe. »Ich kann dich auch intravenös ernähren. Und falls du vorhast, dir die Nadel aus dem Arm zu reißen, kann ich dich auch fesseln. Wie gesagt – ich lasse dir viele Freiheiten, wenn du dich an die Regeln hältst. Und eine Regel ist, dass du isst und aufhörst, dich so selbstzerstörerisch und kindisch zu verhalten.«

Kopfschüttelnd kann ich mir ein freudloses Lachen nicht verkneifen. »Oh ja, ich bin definitiv diejenige, die hier zerstörerisch handelt.«

Er verdreht die Augen. »Offensichtlich geht es dir wieder gut genug, dass wir uns jetzt über die Regeln unterhalten können. Nachdem du gegessen hast.«

»Ich werde dein Scheißzeug nicht anrühren«, fauche ich ihn an.

Damit ist die Phase der Schonung definitiv beendet, denn innerhalb nicht mal einer Sekunde ist er bei mir, greift grob nach meinem Kiefer und drückt mich gegen die Wand. Sein Gesicht ist mir so nah, dass ich seinen Atem auf meiner Haut spüre. Obwohl es weh tut, halte ich seinem Blick stand.

»Vergiss nicht, wer du bist und wer ich bin, Venus.«

»Ich bin Stina«, presse ich hervor, keine Ahnung, wie ich immer noch so aufmüpfig sein kann, aber ich bin nicht seine Scheißvenus.

Die Quittung folgt, indem er meinen Kopf gegen die Wand schmettert.

In meinen Ohren klingelt es, kurz verschwimmen seine kalten Augen vor mir, aber ich lasse seinen Blick genau so wenig los wie er meinen.

»Ich bin Stina.«

»Es ist einfach, du wirst es sofort verstehen. Das ist das Schöne daran.« Er macht eine kunstvolle Pause. Mittlerweile ist wieder genügend Abstand zwischen uns und die Luft ist auch nicht

mehr ganz so geladen wie vor ein paar Minuten. Dafür spüre ich bereits die Beule, die an meinem Hinterkopf anschwillt. »Widersteh den Versuchungen. Ich werde dir, wie ich bereits erwähnt habe, viele Freiheiten lassen. Du wirst gar nicht merken, dass du entführt wurdest, weil ich dich nicht so behandeln werde. Solange du dich an die Regeln hältst. Das einzige, was ich dir vorerst nicht erlauben kann, ist, das Haus zu verlassen. Sonst darfst du alles tun, was du möchtest. Sofern du nicht versuchst zu fliehen oder irgendwie auf dich aufmerksam zu machen.«

Skeptisch verenge ich die Augen. »Was meinst du mit Versuchungen? Ich nehme mal an, dass du die Tür nicht offen stehen lassen wirst.«

Er lächelt schief. »Genau das habe ich vor. Ich werde nicht abschließen, du hast Zugang zu Internet und Telefon und wenn du dir etwas zu essen machen willst, werde ich dir nicht nur stumpfe Plastikmesser zur Verfügung stellen.«

Er ist wirklich krank. Irgendwas stimmt nicht mit ihm.

»Aber du solltest wissen, dass jeder einzelne Winkel dieses Hauses mit Kameras ausgestattet ist. Selbst in der Dusche, sogar in der Garage. Zu der und damit auch zu meinem Wagen hast du übrigens freien Zugang. Aber wie gesagt, noch wirst du das Haus nicht verlassen dürfen. Wenn du auch nur versuchen solltest, wegzulaufen oder die Polizei zu rufen, werde ich es wissen.«

Der Typ ist komplett übergeschnappt. Was für ein Spiel versucht er mit mir zu spielen?

»Und noch eins: gewöhn dich an den Gedanken, dass ich dir näher kommen werde. Nicht heute, morgen auch noch nicht, aber es wird passieren. Es wird einfacher und angenehmer, wenn du dich nicht wehrst.«

Kündigt er gerade an, mich zu vergewaltigen?

»Hast du noch Fragen?«

Sprachlos starre ich ihn an. Doch da fällt mir tatsächlich eine Frage ein, die nicht »Bist du vollkommen bescheuert?« lautet: »Wieso Venus?«

Er verzieht amüsiert den Mund. »Weil du einen neuen Namen für ein neues Leben mit mir brauchst. Und da Venus die Göttin der Begierde und der Versuchung ist, fand ich ihren sehr treffend.«

Nach dem Gespräch kündigt Leif an, sich vorerst zurück-zuziehen, damit ich »das Ganze wirken lassen kann«. Der spinnt total!

»Ich habe übrigens ein paar Sachen für dich besorgt. Einen Teil davon findest du im Bad, den Rest werde ich gleich in deinem Zimmer auspacken, während du ein Bad nimmst«, weist er mich charmant darauf hin, dass ich stinke. Wobei er damit recht hat. »Vor der Treppe rechts.«

Im Badezimmer wird mir klar, dass er vermutlich eine ganze Drogerie ausgeraubt haben muss. Er hat wirklich an alles gedacht, was mir erneut Angst macht. Scheinbar plant er wirklich, dass ich länger bleibe.

Dass ich für immer bleibe.

Sogar Schminke hat er gekauft. Beim Blick in den Spiegel über dem Waschbecken sehe ich, dass ich die eigentlich auch bitter nötig hätte, nachdem ich die Reste der alten, verschmierten Wimperntusche abgewaschen habe. Aber er braucht nicht glauben, dass ich mich für ihn hübsch machen werde.

Während ich Wasser in die Wanne lasse und der heiße Dampf sich langsam ausbreitet, schäle ich mich vorsichtig aus meinen Klamotten.

Ich sehe wirklich furchtbar aus. Blaue Flecke überall, ein riesengroßer unter der Brust. Mit zitternden Fingern berühre ich die handflächengroße Stelle, die größtenteils dunkelblau,

in kleinen Partien aber auch schon lila wird. Wie ein seltsam geformter Kontinent in den Farben des ganzen Universums.

Zu was wird er noch in der Lage sein? Obwohl ich jetzt schon aussehe wie ein geprügelter Hund, habe ich das Gefühl, dass das gerade mal ein zu belächelnder Anfang war.

Während ich mir die Zähne putze, laufen mir die Tränen die Wangen herab und verschwinden unsichtbar im Abfluss.

Nachdem ich mich zumindest ein bisschen sauberer fühle, rubbele ich meine Haare etwas trocken und betrachte erneut mein Spiegelbild. Augenringe, ziemlich blass um die Nase und man sieht, dass ich geweint habe, obwohl ich stundenlang versucht habe, meine Haut im Wasser aufzuweichen. Unsicher streiche ich mein kinnlanges Haar aus der Stirn, das nun, zugegeben, extrem gut duftet. Leif hat ein sündhaft teures Shampoo und Conditioner gekauft. Ich glaube, ich habe in meinem Leben letzteres noch nie benutzt.

Aber schminken werde ich mich nicht. Ganz sicher nicht.

Wenn ich daran denke, dass ich gleich wieder hier raus muss, breitet sich Übelkeit in mir aus. Wird er im Zimmer auf mich warten? Wird er mich wirklich noch nicht anrühren? Gerade jetzt, da ich nur einen Bademantel trage, den er übrigens auch neu gekauft hat. In meine alten Klamotten will ich nicht wieder rein, die sehen wirklich übel aus.

Erst jetzt wird mir bewusst, dass er mich vermutlich gerade nackt gesehen hat. Er sagte, dass er selbst im Badezimmer Kameras installiert hat. Unsicher sehe ich mich um und obwohl ich es wusste, rutscht mir das Herz in die Hose, als ich eine außerhalb meiner Reichweite an der Decke finde. Ein stummer Beobachter, so klein, dass man ihn übersehen könnte, wenn man nicht darauf achtet. Aber ich habe darauf geachtet.

»Reiß dich zusammen, Stina! Was hättest du tun sollen? Wenn du daran gedacht hättest, sie zu verhängen, wäre er

bestimmt ins Bad gekommen und wer weiß, ob er dich dann nicht doch sofort ... «, rede ich mir ein, reibe mir mit den Handflächen übers Gesicht und unterdrücke den Drang, erneut zu weinen. »Jetzt hör auf zu heulen«, knurre ich mich selbst an, richte mich auf und straffe die Schultern. Tief durchatmend, beruhige ich mich langsam.

Toll, jetzt führe ich auch noch Selbstgespräche. Vermutlich werde ich hier noch genau so verrückt wie Leif.

Gott, Stina, hör auf so zu denken! Du wirst hier nicht bleiben, bis du verrottet!

Ein leises Klopfen erschreckt mich so sehr, dass ich zusammenzucke und sofort ein vorwurfsvolles Stechen in der Brust spüre.

»Ist alles in Ordnung?«, höre ich ihn gedämpft fragen.

»Frag doch deine Kamera«, antworte ich schnippisch.

»Du stehst jetzt eine gefühlte Ewigkeit vor dem Spiegel und wirkst so, als traust du dich nicht raus.«

Er beobachtet mich wirklich. Er hat mich wirklich nackt in der Wanne gesehen.

»Ich will mich nicht vor dir anziehen«, gebe ich zu. Wahrscheinlich grinst er gerade stumm in sich hinein.

»Musst du auch nicht. Du findest alles in deinen Schränken und ich werde dich dabei alleine lassen. Na ja«, sagt er und lacht. »Fast.«

So ein verfluchter Wichser. Zum zweiten Mal weist er mich darauf hin, dass er alles, was ich tue, auf irgendeinem Bildschirm mitverfolgen kann.

»Ich gehe jetzt, du kannst dich also schnell rausschleichen«, kündigt er an und dann ist es still. »Der Bademantel steht dir übrigens.«

Ein paar Minuten warte ich noch, bis ich vorsichtig die Tür öffne, einen Blick auf den Flur werfe und mich dann zügig zurück in mein Zimmer stelle.

Leif hat nicht nur Kosmetika und Klamotten gekauft, sondern auch Bücher, einen Fernseher und einigen anderen Kram, mit dem er mir suggerieren will, wie nett und normal die Situation ist.

Die Scheißglotze würde ich am liebsten vor Wut aus dem Fenster schmeißen, aber wer weiß, wie lange ich hier noch bleibe. Vielleicht werde ich ihn ja wirklich mal benutzen. Außerdem fände Leif das sicher nicht so lustig. Er würde zwar lächeln, während er mir die nächsten Knochen bricht, aber er würde sie mir definitiv brechen.

Sogar einen Schreibtisch und einen Laptop hat er mir hingestellt.

Und mein Handy. Mein eigenes Handy. Er hat es auf mein Kopfkissen gelegt. Einen Augenblick lang starre ich es von der Tür aus ungläubig an.

Ob es funktionstüchtig ist? Hat er das ernst gemeint vorhin, als er sagte, ich könne Telefon und Internet benutzen?

Meine Finger kribbeln, als ich langsam auf das Bett zulaufe.

Es ist voll aufgeladen, aber ich habe weder Empfang noch verpasste Anrufe oder Nachrichten, die ich definitiv haben müsste.

So sehr vertraut er mir also doch noch nicht. Vielleicht müsste ich mich dafür erst beweisen. Leif sagte auch, dass ich *vorerst* nicht das Haus verlassen dürfe.

Aber was ist sein Ziel? Worauf läuft das alles hinaus? Wenn er mich vögeln will, wieso tut er es dann nicht sofort? Körperlich ist er mir in jedem Fall überlegen, egal ob jetzt oder später.

Vielleicht will er wirklich so etwas wie eine Beziehung mit mir aufbauen. Eine gestörte, vollkommen asymmetrische Beziehung, aber das kann er sicher erfolgreich ignorieren. Immerhin konnte er mich ja auch ohne Probleme entführen.

Er will, dass du es auch zu ignorieren lernst. Dass du vergisst,

wer du bist und wie du her gekommen bist. Oder dass du es zumindest akzeptierst.

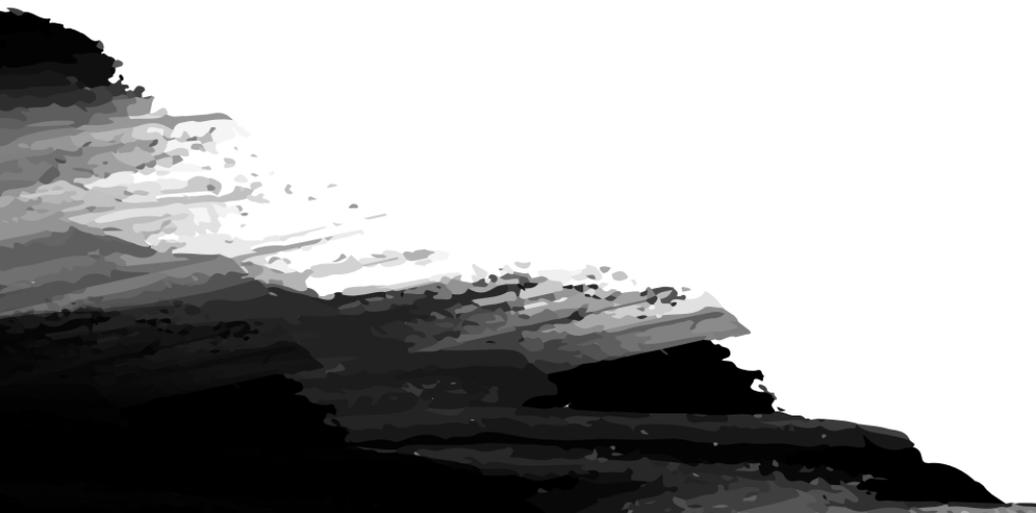
Wahrscheinlich redet er sich sogar ein, ich könnte ihn irgendwann mögen, wenn er mich nur lange genug weicklopft, so wahnsinnig wie er ist.

Mal wieder wird mir übel allein durch meine Gedankengänge. So übel, dass ich auf den Boden sinke, mich mit dem Rücken an die Wand lehne und die Augen schließen muss.

Beruhig dich, Stina. Es wird alles gut! Jetzt erneut zu hyperventilieren, hilft dir auch nicht weiter.

Dass Leif ins Zimmer gekommen ist, kriege ich erst dann mit, als er plötzlich eine Hand auf meine Schulter legt. »Ruhig atmen! Durch die Nase ein, durch den Mund wieder aus ... so ist gut.«

Es hilft nichts, die Augen geschlossen zu lassen, denn meine Tränen sickern auch so hindurch.



Es dauert eine Weile, bis ich mich beruhigt habe. Obwohl ich will, dass er geht, habe ich nicht die Kraft, ihn zu verjagen.

Und ich habe Angst.

Das will ich nicht zugeben, vor allem nicht vor ihm, aber ich habe Angst vor den Konsequenzen. Nicht so sehr, dass ich alles tun würde, was er sagt, aber die Angst ist da, schlummert in mir, womit sein Versuch, mich zurechtzubiegen, jetzt schon zu fruchten beginnt.

Werd nicht zu seiner Marionette!

»Lass mich allein«, murmele ich in meine Hände, die mein Gesicht stützen.

»Sag es netter, dann überleg ich' s mir.«

Wütend reiße ich die Hände herunter und funkele ihn an.

»Hör auf, mir irgendwelche Befehle zu geben!«

Seine Mundwinkel zucken. »Du hast doch angefangen.«

»Das ist ja wohl was komplett anderes«, fahre ich ihn an.

»Wieso?«

Genervt atme ich durch. »Das kannst du dir doch wohl denken, so schlau wie du bist.«

Einen Moment sieht er mich mit einem undeutbaren Blick an.

»Was ist? Willst du mich jetzt wieder schlagen?«, provoziere ich ihn, warum auch immer, weiter.

»Nein«, meint er, offensichtlich selbst überrascht. »Auch

wenn du ziemlich frech bist, verstößt du noch nicht direkt gegen die Regeln, denke ich. Wobei ich mir da selbst nicht so sicher bin.«

Keine Ahnung, was ich dazu sagen soll. »Beruhigend«, fällt mir nur ein.

»Geht‘ s dir besser?«

Weiß ich auch nicht. »Ich will immer noch, dass du gehst.«

Wartend sieht er mich an.

»Ich werde dich nicht bitten.«

»Dann gehe ich auch nicht.«

Die Schmerzen in meiner Brust habe ich schon wieder vergessen, bis ich die Arme verschränke und daraufhin scharf zischen muss.

»Du machst es dir schwerer, als es sein könnte«, stellt er fest.

Ich schnaube. »Du hättest mich auch einfach nicht entführen können. Dann wäre ich jetzt nicht in dieser beschissenen Situation.«

Bedächtig nickt er. »Das kann sein. Aber dann hätte ich uns die Chance auf alles, was noch kommt, verbaut.«

Bis zum Abendessen lässt er mich dann doch allein. Mit ihm essen muss ich auch nicht. Wie gütig von ihm. Aber ich muss essen. Das ist eine Regel und die ist es mir ehrlich gesagt nicht wert, gebrochen zu werden. Er wird das Essen nicht vergiftet haben, weil er nicht will, dass ich sterbe.

Wobei er es trotzdem mit irgendwelchen Psychopharmaka versetzt haben könnte.

Mit einem flauen Gefühl im Magen esse ich es dennoch und starre dabei aus dem Fenster. Den Schreibtisch habe ich vorhin umgestellt, damit ich raus sehen kann. Natürlich habe ich keine Ahnung, wo ich mich befinde. Der Blick nach draußen zeigt nur eine große Wiese und eine Straße, die am Haus vorbei zu einem Wald führt. Ob es der Wald ist, an dem

Leif mich abgefangen hat, kann ich nicht sagen. Auch nicht, ob auf der anderen Seite des Hauses vielleicht noch weitere Häuser sind.

Das wäre doch ziemlich riskant, oder? Nachbarn könnten mich sehen, selbst wenn ich nicht versuche zu fliehen. Sie könnten mich durch die Fenster erkennen. Wobei Leif ja ohnehin nicht so auf Nummer Sicher geht. Er vertraut mir oder will mich zumindest dazu bringen, dass er das irgendwann kann. Damit er die Kameras dann ausschalten kann.

Wenn es dazu kommen sollte, will ich mich lieber erschießen.

Immerhin hat er nicht vor, mich zu seiner Putzfrau zu machen, denn als ich aus dem Bad komme, nachdem ich mir die Zähne geputzt habe, ist mein schmutziges Geschirr weg.

Dafür strahlt mich nun der Laptop geradewegs an.

Mit klopfendem Herzen öffne und schalte ich ihn an. Es dauert einen Moment, aber sobald er hochgefahren ist, leuchtet mir ein neutraler Hintergrund entgegen. Ich muss mich nicht einloggen. Der Account *Venus* wird automatisch geöffnet.

Ich glaub' s nicht. Er hat mir tatsächlich WLAN und Internet eingerichtet. Mit zitternden Fingern klicke ich auf das Symbol, woraufhin sich der Browser und damit Google problemlos öffnet. Intuitiv gebe ich in die Suchleiste »Facebook« ein. Doch ehe ich auf Enter drücken kann, kommt mir ein Gedanke.

Es muss einen Haken geben.

Irgendwie muss er das nachverfolgen können. Unsicher sehe ich mich um, finde die Kamera, die so montiert ist, dass sie vermutlich das ganze Zimmer einfängt.

Es sei denn, ich versperre mit meinem Rücken die Sicht auf den Laptop.

Hitze wallt in mir auf, so nervös bin ich. Mein Finger

schwebt über der Taste, die mich möglicherweise hier raus und weg von Leif bringen könnte.

»Ich gebe dir einen gut gemeinten Rat«, erschreckt seine Stimme hinter mir mich so sehr, dass ich aufspringe, ungeachtet meiner Schmerzen und einen Schrei von mir gebe. Sofort tun meine Rippen wieder weh, weswegen ich mich an der Tischplatte abstützen und mir auf die Lippe beißen muss, bis ich Blut schmecke.

»Versuch es erst gar nicht. Das erspart dir einiges«, meint Leif ruhig, legt mir einen Arm um die Taille, mit der anderen Hand greift er nach meinem Ellbogen, um mich zum Bett zu stützen. Vorsichtig lässt er mich auf die Matratze nieder und streicht mir durchs Haar, wo seine Finger dann verweilen.

»Ich bin stolz auf dich, muss ich zugeben. Du hast gezögert.«

»Ich heiße trotzdem Stina«, knurre ich.

Leise lacht er. »Noch, mein Schatz. Noch.«

Obwohl ich furchtbar erschöpft bin, mache ich in der Nacht kaum ein Auge zu. Dauernd bilde ich mir ein, Geräusche zu hören. Eine Klinke, die herabgedrückt wird, Schritte, die auf mich zukommen, manchmal sogar nur ein Atemhauch. Nach gefühlten Stunden, in denen ich mehrmals fast eingeschlafen, im letzten Moment aber wieder aufgeschreckt bin, setze ich mich auf und reibe mir mit den Händen über die brennenden Lider.

Ob er schläft? Er kann mich nicht rund um die Uhr beobachten, eine Maschine ist er nicht. Aber vielleicht hat er Bewegungsmelder installiert oder so was. Immerhin wusste er auch, was ich am Laptop vorhatte – er setzt Mittel ein, die ich mir gar nicht vorstellen kann.

Unentschlossen knipse ich das Nachtlicht an.

Vielleicht sollte ich die Chance nutzen, mich ein wenig

umzusehen. Wer weiß, möglicherweise finde ich etwas, das mir helfen könnte.

Leise rolle ich mich aus dem Bett und schleiche barfuß zur Tür. Vorhin habe ich absichtlich den längsten, bequemsten und hässlichsten Schlafanzug angezogen, den ich im Schrank finden konnte. Bestehend aus einem dicken Pullover und einer Jogginghose. Leif war zwar frech genug, mir mehrere knappe Höschen und Tops aus Seide in den unterschiedlichsten Variationen zu kaufen – eins freizügiger als das andere – aber wenn er glaubt, dass ich die anziehe, hat er sich gewaltig geschnitten.

Auf dem Flur ist es totenstill. Jeder Schritt kommt mir unheimlich laut vor, obwohl ich mir Mühe gebe, keinen Ton von mir zu geben. Teppichboden hätte es vielleicht gedämpft, aber der Boden ist mit dunklem Parkett ausgelegt. Nervös schleiche ich bis zur Treppe, betend, dass Leif nicht aufwacht.

Was für ein Quatsch, Stina! Wenn er schläft, wird er dich unmöglich hören können, rede ich mir ein.

Die Stufen ins Erdgeschoss laufe ich langsam und bedächtig, halte mich mit beiden Händen am Geländer fest. Und trotzdem habe ich mit jedem Schritt die Bilder im Kopf, wie ich hier heruntergesehelt bin. Sie sind so real, dass sogar mein Brustkorb wieder zu schmerzen beginnt.

Sehr schön, jetzt hat er es bereits geschafft, mir nur durch meine Gedanken weh zu tun. Nur durch eine Erinnerung.

Endlich unten angelangt, sehe ich mich um, kann aber kaum etwas erkennen, weil es so dunkel ist. Einen Lichtschalter finde ich auch nicht, doch sobald ich einen Schritt vorwärts mache, wird mir bewusst, warum.

Das Licht geht an, wovor ich mich so sehr erschrecke, dass ich mir auf die Zunge beißen muss, um nicht zu schreien. Panisch fahre ich herum, kann ihn aber nirgendwo entdecken. Es muss einen Bewegungsmelder geben. Oder er beobachtet

mich von irgendwo aus und kann dort das Licht an- und ausschalten.

»Blöder Mistkerl«, murmele ich in mich hinein, so leise, dass hoffentlich nur ich es hören kann. Einen Moment warte ich noch, da aber nichts passiert, lasse ich meinen Blick über das offene Wohnzimmer schweifen, das direkt an die Küche mit einem großen Esstisch anschließt.

Woher hat er bitte so viel Geld? Als Student kann er sich doch unmöglich so eine Einrichtung, geschweige denn das gesamte Haus leisten.

Vielleicht wohnt er hier gar nicht. Vielleicht ist er ein Einbrecher und hat die Besitzer ermordet.

Reiß dich zusammen, Stina!

Vorsichtig laufe ich das Wohnzimmer und die Küchenzeile ab, öffne Schränke und Schubfächer und stoße tatsächlich auf ein paar ziemlich scharfe Messer. Eins davon, ein etwas kleineres, aber handliches, lasse ich vorsichtig in meine Hosentasche gleiten. Sonst finde ich nichts Spannendes oder Hilfreiches. Obwohl er einen riesigen Flachbildfernseher hat, besitzt er weder DVDs noch irgendwas zum Zocken. Und es ist kein einziges persönliches Stück aufgestellt. Fotos von seiner Familie oder so was. Es ist so sauber, ordentlich und neutral hier wie in diesen Musterhäusern, die man sich anschauen kann, wenn man vorhat, sich ein Eigenheim zu kaufen. Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, dass er hier lebt.

Hier unten gibt es noch ein weiteres Bad, das genau so edel und geschmackvoll gehalten ist wie das obere. Wenn man mal von den Kameras absieht, die auch hier angebracht sind. Außerdem gibt es einen Keller, in den ich mich aber nicht runtertraue.

Er hat gelogen. Die Haustür ist abgeschlossen und hat auch kein kleines Fenster aus Glas, das ich einschlagen könnte.

Enttäuscht mache ich mich auf den Weg zurück nach oben. Doch bevor ich zurück in mein Zimmer verschwinde, fallen mir zwei Türen auf der anderen Seite des Flurs auf. Unsicher laufe ich darauf zu, innerlich hin- und hergerissen. Den Atem anhaltend drücke ich trotz meines unguuten Gefühls im Bauch die Klinke von der herab, die meinem Zimmer direkt gegenüber liegt.

Im Inneren ist es absolut finster. Vielleicht habe ich sein kleines, perverses Kämmerchen gefunden, in dem er mich über tausend Monitore beobachtet. Aber müsste man dann nicht zumindest irgendwelche Knöpfe leuchten sehen?

Ich sollte hier raus, ganz schnell. Mein Verstand schreit mich förmlich an, zu verschwinden, aber irgendetwas sagt mir, dass ich bleiben soll.

Blind mache ich einen Schritt vorwärts, die Hände vor mir ausgestreckt und im Nichts nach einem Etwas tastend.

Mein Herz springt vor Aufregung fast aus der Brust und ich höre das Rauschen meines Blutes in den Ohren.

Obwohl ich langsam und bedächtig laufe, das Zittern meiner Hände ignorierend, erschrecke ich mich furchtbar, als ich plötzlich etwas Festes an den Beinen spüre. Automatisch ziehe ich die Luft ein und halte inne.

»Hast du mich vermisst, meine Schöne?«, raunt Leif mit einem Lächeln in der Stimme.

Und plötzlich ist mir klar wo ich bin und dass ich hier definitiv nicht sein sollte, aber ich kann nicht mehr weg laufen, denn dann passiert alles auf einmal: eine Hand greift nach meinem Arm, zieht mich nach vorne und ich lande mit einem hohen Quieken auf etwas Warmen, Festem. Adrenalin muss durch meinen Körper schießen, denn ich spüre keinen Schmerz in den Rippen, obwohl ich auf ihnen gelandet bin, sondern nur die Gänsehaut auf meinem Körper, die sich wie ein Stromschlag ausbreitet.

Das Licht wird angeknipst, woraufhin ich erneut aufschreie, da ich nun erkenne, wo ich drauf liege.

Auf ihm. Auf seiner Brust. Auf seiner verfluchten nackten Brust. Er liegt in seinem Bett, ich auf ihm und mein Atem denkt gar nicht daran, sich zu beruhigen. Ganz im Gegenteil. Hitze breitet sich in mir aus und gleichzeitig habe ich das Gefühl, zu frieren.

Leifs Hand umfasst immer noch meinen Arm, hält mich viel zu nah an ihn gedrückt.

Vor meinen Augen tanzen kleine weiße Sternchen, die ich weg blinzeln muss, was mehr schlecht als recht funktioniert.

Er feixt. »Was tust du hier?«

Meine Stimme ist weg. Obwohl ich den Mund öffne, um ihm zu antworten, kommt kein Ton heraus.

Das bringt ihn zum Lachen. »Auch mal spannend zu sehen, dass du sprachlos bist.«

Seine andere Hand legt er ganz selbstverständlich auf meinen unteren Rücken, nur wenige Zentimeter oberhalb des Bundes meiner Hose. Unter meiner Hand, die er festhält, spüre ich seine warme, glatte Brust. Wie gesagt, er könnte wirklich unheimlich attraktiv sein, würde mir nicht schon dieser kleine Kontakt unserer Haut Übelkeit bereiten.

»Du bist schon wieder so blass. Was ist los?«, fragt er amüsiert.

Ich kann immer noch nichts sagen, dafür fällt mir auf einmal etwas ein.

Das Messer. Ich habe immer noch das Messer in meiner Hosentasche, das sich hart und unangenehm an meinen Oberschenkel drückt. Ob er es auch spürt? Unmöglich! Meine Beine berühren ihn nicht mal, da ich schräg auf seinem Oberkörper liege.

Eine Hand könnte ich benutzen. Die, mit der ich mich im Moment noch neben seiner Schulter auf der Matratze

abstütze, um so viel Abstand wie möglich zwischen uns zu bringen, was er mir dennoch quasi unmöglich macht. Er ist einfach sehr viel stärker als ich. Aber ich könnte mit ihr, wenn ich schnell genug bin, nach dem Messer greifen und ...

»Entspann dich«, setzt er wieder seine ruhige, einnehmende Stimme ein, aber davon lasse ich mich nicht beeindrucken. Ruckartig fahre ich mit der Hand Richtung Hosentasche, aber er reagiert sofort und greift mit seiner anderen Hand, die über meinem Po lag, nach meinem Handgelenk.

»Was ist denn los? Warum bist du so aufgeregt? Verheimlichst du mir irgendwas?« Er grinst, ehe er mich im Bruchteil einer Sekunde herum wirbelt, sodass ich nun auf dem Rücken unter ihm liege. Dabei klemmt er meine Hand geschickt mit seinem Körper ein, die andere hält er immer noch fest. Mühelos tastet er nach meiner Hosentasche, fasst hinein und findet das Messer, wodurch seine Mundwinkel erneut zucken.

Mit zitterndem Atem schließe ich die Augen und stoße ein stilles Gebet aus, dass er es mir nicht gleich in die Kelle rammt.

»Ich muss zugeben, dass ich beeindruckt bin. Dass du noch so mutig bist, hätte ich nicht gedacht«, lobt er mich regelrecht.

Sachte fährt er mit der Klinge über meine Wange, wobei er den Druck langsam erhöht, bis es brennt, weil er meine Haut einritz. Ich weiß nicht, was unangenehmer ist – sein Gewicht und die nackte Haut auf mir oder der Schnitt in meinem Gesicht.

»Meinst du, das war ein großer oder eher ein kleiner Regelverstoß? Ich meine, du hättest mich gerade mühelos töten können, aber andererseits muss man auch einsehen, dass du es nicht getan hast.«

Weil ich nicht schnell genug war. An Motivation hat es nicht gemangelt.

»Dennoch hast du das Messer genommen und mit hoch-

gebracht«, überlegt er laut weiter. Ich bin mir nicht sicher, ob er mit mir oder sich selbst spricht. Diese Art geht mir auf den Geist, wobei er mir im Moment eher Angst macht.

Sorgsam betrachtet er die Klinge, dann wieder mich, bevor er sie auf sein Kissen legt, direkt neben meinen Kopf.

»Aber weißt du, was das Schöne ist?« Er ist wirklich so widerlich und wartet eine Antwort von mir ab, die ich ihm nicht gebe. »Ich sehe die Panik in deinen Augen, auch wenn du es nie zugeben würdest, aber allein die ist schon eine riesige Bestrafung. Nicht ausreichend, aber ganz unterhaltsam, findest du nicht?«

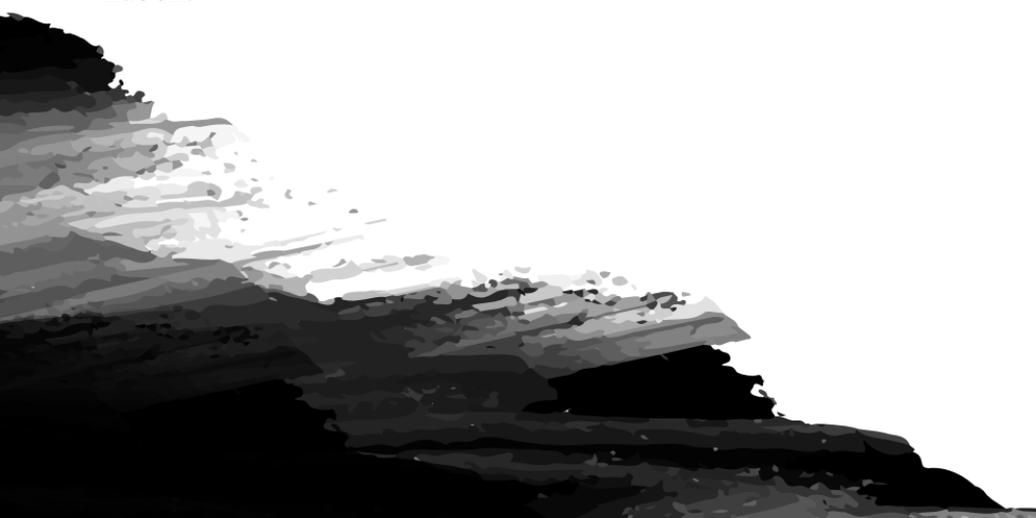
Am liebsten würde ich ihm ins Gesicht spucken.

»Oh, jetzt wirst du wieder wütend. Du musst an deinem Pokerface arbeiten, Venus, ich kann wirklich alles in deinen Augen lesen.«

Langsam kommt er meinem Gesicht noch ein Stück näher.

Ich presse mich tiefer ins Kissen, kann ihm aber nicht ausweichen.

»Jetzt geh ins Bett. Den Rest deiner Strafe bekommst du bald.« Er grinst er mir ins Gesicht, lässt mich los und beißt sich belustigt auf die Lippe. »Das hier«, sagt er und weist auf das Messer. »Behalte ich bei mir. Du hast mir gerade gezeigt, dass es ganz nützlich sein kann, so eins immer hier oben zu haben.«



Als ich am nächsten Morgen aufwache, fühle ich mich wie einmal durchgekaut und ausgespuckt. Ich habe kaum geschlafen, mir tut alles weh und ich fühle mich schmutzig.

Er hat mich nur berührt und ich gezwungenermaßen ihn und schon jetzt fühle ich mich dreckig. Wie soll ich damit leben können, wenn er mich irgendwann wirklich dazu nötigt, mit ihm zu schlafen?

Tränen brennen in meiner Nase. Ich versuche sie runterzuschlucken, scheitere aber. Vor allem, wenn ich daran denke, was heute auf mich wartet. *Falls* es heute passiert. Er sagte *bald*, das kann so vieles bedeuten, was es noch viel grausamer macht. Wahrscheinlich wird er mich ewig zappeln lassen, bis ich vor Angst sterbe und es genau dann tun, wenn ich mich davon überzeugen kann, dass er es vergessen hat.

Er wird es nicht vergessen, weil er es zu sehr genießt, mich leiden zu sehen.

Ein leises Klopfen reißt mich aus meinen dunklen Gedanken. Hektisch wische ich mir die Tränen aus dem Gesicht und schniefe leise. Ich hasse es, wenn er mich so sieht.

»In zehn Minuten ist das Frühstück fertig und ich würde heute gerne mit dir zusammen essen. Mach dich bereit dafür.«

Bereit bin ich dafür auch in zehn Minuten nicht, du Penner.

Aber das ist quasi eine Regel, die er nett verpackt hat und ich will meine angekündigte Strafe nicht noch vergrößern,

weswegen ich mich aufraffe, eine Jeans und einen Pullover anziehe und die schlichteste Unterwäsche, die ich finden kann. Trotzdem gefällt mir der Gedanke nicht, dass er sie ausgesucht hat. Dass er sie in den Händen gehalten hat.

Mit klopfendem Herzen putze ich mir die Zähne und kämme mein Haar, das danach dennoch aussieht, als hätte ich in eine Steckdose gefasst. Man sieht, dass ich keine gute Nacht hatte. Seufzend binde ich mir einen kleinen Zopf. Es reicht nur für einen winzigen Knoten im Nacken.

»Du siehst schön aus, komm jetzt«, höre ich ihn plötzlich durch die Tür sagen.

Verdammt! Der Typ bereitet mir wirklich nochmal einen Herzinfarkt.

Er lehnt an der Wand direkt gegenüber vom Bad, die Arme vor der Brust verschränkt und hat wie immer ein Lächeln auf den Lippen. Es vergrößert sich, sobald er mich von oben bis unten betrachtet, langsam und vollkommen ohne Scham. Würde man uns als Außenstehender betrachten, könnte man meinen, wir wären ein frisch verliebtes, flirtendes Paar. Na ja, solange man meine vor Nervosität und Furcht geballten Fäuste nicht sieht.

»Entspann dich, Kleines. Ist doch alles gut.« Er grinst und bedeutet mir mit einem Kopfnicken Richtung Treppe, dass er nun herunter will.

»Geh vor«, versuche ich, so fest wie möglich zu sagen.

Das bringt ihn zu einem amüsierten Schnauben. »Ich stoß dich nicht nochmal runter. Zwei Mal die gleiche Strafe so kurz hintereinander? Wäre doch total un kreativ.« Dennoch kommt er meiner Bitte nach, dreht sich auf der ersten Stufe um und hält mir unverfroren seine Hand hin.

»Nein«, weise ich ihn ab.

Schulterzuckend hebt er die Hände. »Ich wollte nur helfen.«

Gott, wie gerne würde ich ihn jetzt die Treppe runter fliegen sehen. Nur ein kräftiger Tritt ...

»Ich weiß, woran du denkst. Nur zu, es könnte möglicherweise all deine Sorgen in Luft auflösen.« Leif beweist mal wieder, dass er genau weiß, was in mir vorgeht, während er voran geht und ich ihm vorsichtig folge. »Oder es macht dein Leben für eine bestimmte Zeit so unerträglich, dass du dir wünschen würdest, du wärst tot.« Charmante Art und Weise, seine kranken Gewaltausbrüche zu beschreiben.

Wir kommen beide wohlbehalten unten an, wobei ich unerträglich lang brauche. Aber schneller schaffe ich es nicht, auch wenn ich ihm ungern meine Angst auf dem Silbertablett präsentiere.

»Ich hoffe, du hast Hunger. Ich habe noch nie mit einer Frau gemeinsam gefrühstückt und wusste nicht, worauf du Lust hast«, erzählt er beiläufig, während er mich zum Esstisch führt, einen Stuhl am Kopfende zurück zieht und mich auffordernd ansieht.

»Setz dich«, sagt er nachdrücklich, weil ich ihn misstrauisch anstarre.

»Glaubst du, ich zieh dir den Stuhl weg, wenn du dich hinsetzt? Ach komm, so billig bin ich nicht. Du weißt, dass ich mehr Stil habe.«

Röte steigt in mir auf und mit ihr heißer Zorn.

»Jetzt sei nicht sauer, Kleines! Ich mach doch nur Witze.«
Machst du nicht.

Schweigend lasse ich mich auf dem Stuhl nieder und umgreife mit einer Hand verkrampft den anderen Arm.

»Du sollst dich entspannen«, raunt er. Seine Hände greifen nach meinen Armlehnen, woraufhin ich mich noch ein bisschen schmaler mache, um ihn bloß nicht zu berühren. Er schiebt seelenruhig meinen Stuhl an den Tisch.

»Ewig wirst du mir nicht ausweichen können«, flüstert

er, meinem Ohr viel zu nahe, sein Duft liegt sogar in meiner Nase. »Und nach letzter Nacht weiß ich nicht, ob ich mich noch lange zurückhalten möchte.«

Ich hasse diesen verfluchten Wichser. Er schneidet das Brot mit dem Messer, das letzte Nacht noch für einen Moment meine Rettung hätte sein können.

»Das ist jetzt übrigens mein Lieblingsmesser«, informiert er mich feixend, reicht mir eine Scheibe und schneidet eine weitere für sich ab.

»Und denk gar nicht erst dran, nichts zu essen. Darüber haben wir gesprochen!«

Mürrisch greife ich nach der Butter und bestreiche langsam, viel zu ausführlich für so ein blödes Butterbrot, eine Hälfte. Auf den Zentimeter genau schmiere ich bis zur Mitte, zeichne eine gerade Linie – alles, nur um mich von dem flauen Gefühl in meinem Inneren abzulenken. Dieses Gefühl, nicht zu wissen, wann er mir das nächste Mal weh tut, aber dass es passieren wird, macht mich noch verrückt! Das bisschen Wut über seine Provokation mit dem Messer konnte mich nur kurz auf andere Gedanken bringen.

»Machst du Geometrie oder hast du noch vor, das zu essen?«, fragt er.

Unsicher sehe ich auf.

Leif beobachtet mich ungeniert mit einer Tasse Kaffee in der Hand. »Was ist los, Venus? Was bedrückt dich?«, stichelt er weiter.

Und mal wieder würde ich am liebsten aufspringen, um ihm an die Gurgel zu gehen. Er weiß ganz genau, was in mir vorgeht!

»Ist es wegen deiner Strafe? Ach Süße, lass dich doch nicht so verrückt machen davon.«

Wütend springe ich auf, jetzt reicht's mir! Hinter mir kippt mein Stuhl polternd um und weil ich gleichzeitig gegen die Tischplatte gestoßen bin, schwappt mein Glas Orangensaft

über. »Hör auf damit!«, fauche ich ihn an, im Moment definitiv eher zornig als ängstlich.

»Womit denn? Du sagst mir ja nicht mal, was dein Problem ist«, antwortet er ruhig, immer noch bis über beide Ohren grinsend.

Aus dem Affekt heraus stampfe ich um den Tisch herum zu ihm, woraufhin er seinen Stuhl erwartungsvoll so dreht, dass ich mich direkt vor ihn stellen kann. So ein verdammter Pisser!

Mit all meiner Kraft stoße ich ihn mit den flachen Händen gegen die Brust. »JETZT MACH ES ENDLICH!«, schreie ich ihn an, schlage ihn erneut, diesmal mit den Fäusten.

»Was soll ich machen?«, fragt er gelassen, richtet sich auf und sieht auf mich herab. Sein amüsiertes Gesichtsausdruck weckt in mir das Verlangen, ihm eine zu scheuern.

Noch ehe ich darüber nachdenken kann, was ich da gerade tue, hole ich aus.

Diesmal reagiert er nicht schnell genug.

Mit einem unheimlich befriedigenden Geräusch trifft meine Hand auf seine Wange. Doch sobald ich es getan habe, wird mir bewusst, was das bedeutet und mache einen Schritt zurück, weite erschrocken die Augen und starre ihn an.

Leif hält sich die rötliche Stelle, die ich getroffen habe, sichtlich überrascht, dass ich ihn wirklich geschlagen habe.

Nervös nehme ich weiter rückwärts laufend Abstand, in meiner Brust schlägt mein Herz mit solch einer Intensität, dass ich befürchte, es könnte gleich explodieren.

Er weiß anscheinend immer noch nicht, was er von der Aktion halten soll, doch langsam sinkt seine Hand wieder auf Hüfthöhe. »Das hättest du nicht tun sollen.«

Vor Angst vollkommen unfähig einen klaren Gedanken zu fassen, mache ich einen weiteren Schritt zurück, stoße mit den Füßen auf einen Widerstand und finde nichts, woran ich

mich festhalten kann, als ich wanke. Blind falle ich rückwärts auf den Stuhl, der vor ein paar Sekunden Dank meines Wutausbruchs genau so umgekippt ist, wie ich es jetzt tue. Dabei komme ich mit dem Rücken auf der Kante der Sitzfläche auf, was alles andere als angenehm ist. Augenblicklich breitet sich ein dumpfer Schmerz aus, durch den ich, unfähig mich aufzurichten, vom Stuhl rolle und auf der Seite liegen bleibe. Reflexartig gleitet meine Hand zur schmerzenden Stelle, während ich die Augen zusammenkneife, damit ich nicht beginne zu weinen. Es wird schlimmer, doch ich kann mich nicht auf den Rücken oder den Bauch drehen, weil jede Bewegung weh tut.

Leifs Seufzen höre ich nur am Rande, dann seine auf mich zukommenden Schritte, bevor er eine Hand auf meinen Arm legt. »Das zähle ich übrigens zu *selbstzerstörerischem Verhalten*«, informiert er mich, wofür ich ihm am liebsten nochmal eine reinhauen würde, wenn ich könnte. Stattdessen konzentriere ich mich auf das Geräusch des Stuhls, den er hinter mir beiseite schiebt, um mich irgendwie von meinem Schmerzempfinden abzulenken. Dann spüre ich ohne Vorwarnung seine warmen Hände, die meinen Pulli hochschieben, um meinen Rücken freizulegen.

»Nicht«, schluchze ich. Er soll mich nicht anfassen.

»Beruhig dich, ich tu' dir nicht weh«, versichert er mir sanft. »Das hast du ganz alleine geschafft«, brummt er leise, ausnahmsweise mal ohne jegliche Schadenfreude. Und unglücklicherweise hat er damit recht.

Es breitet sich aus, mein ganzer Rücken tut mittlerweile weh, wodurch ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten kann. Sobald er die Stelle, wenn auch vorsichtig, berührt, wird es noch viel schlimmer, weswegen mir ein leises Wimmern entfährt.

»Tut mir leid«, höre ich ihn leise sagen. »Ich kann dich nicht ins Krankenhaus bringen. Wahrscheinlich hast du eine

Prellung, aber es könnte auch ein Bruch sein. Das kann ich ohne ein Röntgenbild nicht einschätzen.«

Wie beruhigend!

»Es tut weh«, klage ich.

»Ich weiß«, sagt er und tastet weiter die Stelle ab.

»Hör auf«, flehe ich ihn an.

»Schon gut, ich höre auf! Versprochen!«, versichert er mir.

»Aber wir müssen dich irgendwie ins Bett oder zumindest auf die Couch schaffen.«

Sachte drückt er meine Schulter. »Ich bereite kurz etwas vor, ja? Bin gleich wieder da.«

Er beeilt sich wirklich. Dauert vielleicht zwei Minuten, bis er fertig ist mit was auch immer er da vorbereiten muss.

Ich habe noch immer die Augen verkrampft geschlossen und versuche ruhig zu atmen, doch ich höre seine Schritte, als er zurückkommt.

»Das wird jetzt nochmal kurz vermutlich richtig weh tun, aber dann hast du es geschafft«, warnt er mich vor, während er mir sachte die Haare aus dem Gesicht streicht. »Ich drehe dich erst auf den Rücken, okay?«

Schwach nicke ich, beiße die Zähne zusammen und warte.

Leif legt eine Hand auf meine Taille, die andere an meine Schulter, an denen er mich in die andere Position schiebt.

Ich kann nicht in Worte fassen, wie einnehmend der dadurch entstehende Schmerz ist. Er ist so intensiv, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte, weil es bereits schrecklich war, auf der Seite zu liegen.

Und es wird nicht besser, Stina. Wenn er dich jetzt hochhebt, wirst du vermutlich sterben wollen.

»Du machst das super, Venus«, lobt er mich.

»ICH HEISSE STINA«, bringe ich in einer Mischung aus Schreien und Schluchzen hervor, als er mich schnell und ohne Ankündigung hochhebt.

Dieser kurze Augenblick bis er mich mit der Brust voran auf einen Berg aus Kissen bettet, unter denen irgendwo die Couch versteckt ist, ist Gott sei Dank schnell vorüber.

»Ist das so okay für dich? Auf dem Bauch liegen entlasten deine Wirbelsäule am besten.«

Stumm nicke ich, einen Arm unter den Kopf gelegt. Ich fühle mich so unfassbar hilflos. Im Moment bin ich ihm vollkommen ausgesetzt und das Schlimmste ist, dass ich ihn brauche. Dass ich seine verschissene Hilfe brauche, weil ich mich im Moment nicht mal selbstständig rühren kann.

Als er ein zweites Mal mein Oberteil hochschiebt, sage ich schon gar nichts mehr.

Scheinbar ist er mit dem, was er sieht, nicht sonderlich zufrieden, denn er sagt weder etwas, noch berührt er die Stelle erneut.

»Erschreck dich jetzt nicht, wir müssen das kühlen«, meint er, bevor er mir etwas Kaltes auf den Rücken legt, was einen Moment sehr unangenehm ist, den Schmerz dann aber allmählich lindert.

Langsam kann ich mich ein bisschen beruhigen. Neben mir senken sich die Kissen. Leif scheint sich zu setzen, hält aber weiterhin die Hand mit dem Kühlakku auf meinem Rücken, während er die andere in meinen Nacken legt, was auch immer er damit bezwecken will. Weder streichelt er mich, noch versucht er, mir weh zu tun. Von beidem wäre ich nicht begeistert.

»Geht es?«, fragt er.

Ich schenke ihm eine winzige Kopfbewegung. Sogar meine Tränen versiegen langsam und mein Herzschlag ebbt auf eine normale Geschwindigkeit ab.

»Du bist zwar selbst schuld, aber das wollte ich nicht«, schafft er es, mich gleichzeitig zu tadeln und sein Mitgefühl auszudrücken. Falls das so etwas wie Mitgefühl ist. Ich bin mir nicht sicher, ob er dazu überhaupt fähig ist.

»Es ist bestimmt nur geprellt«, redet er weiter, weil ich nicht weiß, wie ich auf diese Aussage reagieren soll.

»Und wenn nicht?«, nuschele ich.

»Das ist es bestimmt.«

»Bestimmt, bestimmt. Davon kann ich mir auch nichts kaufen, wenn meine Scheißwirbelsäule gebrochen ist und ich im Rollstuhl lande«, fauche ich.

Leise lacht er. »Beruhigend, dass du dich schon wieder beschweren kannst.«

»Um das zu verhindern, musst du mir den Mund zukleben«, antworte ich. Die Kälte betäubt langsam den Schmerz, er pocht nur noch ganz zart und hintergründig.

»Charmante Idee, aber das wäre ungerechtfertigt, solange ... «

» ... ich nicht deine blöden Regeln gebrochen habe – ich weiß«, knurre ich.

Schwach lachend, streicht er mir durch die Haare.

Ein Schauer breitet sich wie ein Tropfen Wasser an der Oberfläche eines Sees über meinem gesamten Körper aus.

Wie soll ich je mit ihm in die Kiste steigen können, wenn sich alles in mir, mein komplettes Ich, dagegen sträubt? Da ist kein Kribbeln, keine Anziehung, sondern die gleiche physische Reaktion, die Angst in mir hervorruft.

Wie kann er nur denken, dass es irgendwann schön für mich wird?

»Ist es besser geworden?«, lenkt er das Thema wieder auf meinen Rücken.

»Geht schon«, murmele ich.

»Ich könnte dir auch ein Schmerzmittel geben.«

»Wenn ich mich jetzt aufsetze, wird es definitiv wieder schlimmer.«

»Ich könnte es dir auch spritzen«, schlägt er nüchtern vor.

»Kannst du vergessen«, wehre ich ab.

Belustigt schnaubt er. »Du hast lieber Schmerzen als dir von mir helfen zu lassen« stellt er fest.

»Falsch. Ich habe lieber Schmerzen, als nochmal irgendwelche dubiosen Tabletten oder Spritzen von dir zu bekommen«, berichtige ich ihn verbissen. Durch meine aufkeimende Wut verkrampfe ich mich wieder, was den Schmerz in meinem Rücken erneut ansteigen lässt.

»Entspann dich«, raunt Leif. Ihm entgeht wirklich nichts. Doch blöderweise hat er erneut nicht unrecht. »So ist gut«, kommentiert er mein Schweigen.

»Du kannst jetzt gehen«, murre ich. »Mir geht's gut.«

»Red dir das ruhig ein.«

Drei zu Null – ich könnte mich im Moment nicht besser selbst belügen.

